

Alltag und Freizeit in Tokyo und Wien um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert (25.–26. März 2002, Institut für Ostasienwissenschaften, Universität Wien)

Bernd Scheid (Österreichische Akademie der Wissenschaften)

Dieses Symposium wurde von der Wiener Japanologie in Zusammenarbeit mit Germanisten der Meiji-Universität organisiert und war nach einem ähnlichen Treffen im vorigen Jahr in Tokyo die zweite Veranstaltung, die aus der Kooperation der beiden Institute hervorging. Der breit gefaßte Titel erklärt sich vor allem aus dem Bedürfnis, einen Rahmen für die notgedrungen heterogenen Forschungsvorhaben der Beteiligten zu schaffen. Umso erstaunlicher war es, daß das diesmalige Symposium über weite Strecken tatsächlich eine inhaltliche Geschlossenheit und eine Spannung zu vermitteln wußte, die dann auch eine verhältnismäßig große Anzahl von Hörern „bei der Stange hielt“. Diese inhaltliche Geschlossenheit ist nicht zuletzt der Tatsache zu verdanken, daß man auch Vertreter der österreichischen Germanistik und Theaterwissenschaft für die Veranstaltung gewinnen konnte, die ihrerseits ganz offensichtlich Vergnügen am Gedankenaustausch mit japanischen Kollegen fanden.

Besonders der zweite Tag, der den Schaukünsten in Wien und Tokyo gewidmet war, bot in dieser Hinsicht genau das richtige Maß an Abwechslung und Kontinuität, indem die Situation in Wien und die Situation in Tokyo in einer beinahe filmischen Schuß-Gegenschuß Dramaturgie aufeinander folgten. Der dadurch erzeugte Stimmungswechsel erweckte in mir einen Eindruck, der in keinem der Referate erwähnt wurde und vielleicht auch zu banal und abgedroschen ist, um wissenschaftlich thematisiert zu werden, der sich mir aber dennoch nachhaltig aufdrängte: der Kontrast zwischen der bei aller Vergnügungssucht doch immer wieder selbstquälerisch-depressiven Wiener Moderne und dem pragmatisch-aktionistischen Pioniergeist der Meiji-Zeit. Dabei spielte offenbar ein gemeinsames Motiv der beiden Städte (das im übrigen sehr wohl in mehreren Referaten Erwähnung fand) eine jeweils unterschiedliche Rolle: die Vorbildwirkung von den Zentren der europäischen

Moderne, vor allem von Paris aber auch Berlin und London. Während in Wien die relative Nähe zu diesen Zentren offenbar zu einem resignativen Bedauern führte, selbst doch nicht ganz dazu zu gehören, erlaubte es die Entfernung von Tokyo, nach Belieben Einzelheiten aus dem kulturellen Angebot herauszugreifen und im übrigen ganz eigene Wege zu gehen. Besonders der Vortrag von Itoda Sôichirô über die Adaption einer spektakulären Ballonfahrt im zeitgenössischen Kabuki-Theater nur wenige Tage nach diesem Ereignis im Jahr 1877, aber auch Roland Domenigs Ausführungen zum Beginn des Kinos in Tokyo führten die besondere Experimentierfreude dieser Epoche vor Augen. Die Vorträge der Wiener Theaterhistorikerinnen Edda Fuhrich und Monika Meister zum Theater im Wien der Jahrhundertwende, sowie die reich illustrierte und perfekt getimete Präsentation des Kabuki in Edo und Tokyo von Hara Michio erlaubten weitere Vergleiche auf dem Gebiet Theater, Susanne Schermanns Vortrag, den ich leider nicht hören konnte, ergänzte Domenigs Ausführungen zum frühen japanischen Kino.

Der erste Tag des Symposiums war inhaltlich fragmentierter und forderte vom Zuhörer, sich auf sehr unterschiedliche Gebiete aus Literatur-, Sozial- und Rechtsgeschichte einzustellen. So erfuhr man etwa von Koshina Yoshio über Lyrikerkreise in Wien und Tokyo; von Hirosawa Eriko über früh-feministische Einstellungen zum Thema „Freie Liebe“ in beiden Städten; von Sepp Linhart eine Gegenüberstellung der ersten Sozialreportagen in Tokyo und Wien, die bemerkenswerterweise jeweils „das Dunkelste“ der Stadt thematisierten; oder von Brigitte Steger über Geburtshilfe in Japan und Österreich. Das Highlight dieses Tages – vor allem aus rhetorischer Sicht – war zweifellos Wendelin Schmidt-Denglers lebhafteste Darstellung der österreichischen Literatur- und Intellektuellenszene des Wiener Fin-de-Siècle, in der gerade der oben angesprochene pessimistische Grundzug

deutlich hervortrat. Sehr interessant fand ich die kurz angerissene These der damaligen „Gymnasial-Kultur“, also die Theorie, daß das klassische Bildungsideal, das den Grundstock des dominanten Diskurses bildete, entscheidend durch das humanistische Gymnasium geprägt wurde, und daß umgekehrt jeder, der nicht das humanistische, sondern – wie etwa Robert Musil – ein realistisches Gymnasium besuchte, dies als lebenslangen Makel befand. Zugleich gab es laut Schmidt-Dengler gerade im Wien der Jahrhundertwende Ansätze, die zu einem Paradigmenwechsel in Richtung einer Aufwertung eines naturwissenschaftlich begründeten Diskurses führten.

Abschließend möchte ich das Referat Susanne Formaneks hervorheben, in dem meiner Meinung nach der Anspruch, sowohl Japan als auch Österreich um die Jahrhundertwende zu berücksichtigen, am überzeugendsten bewältigt wurde. Bei den meisten Referaten, die diesem Anspruch gefolgt waren, wünschte ich mir nämlich, der/die Vortragende hätte statt dessen nur einen kultur-geographischen Bereich in umso geschlossenerer Form dargestellt. Zumeist fand ich daher die Beiträge, die entweder nur Wien oder nur Tokyo zum Thema hatten, informativer, bzw. dem Zeitrahmen und den Darstellungsmöglichkeiten des Symposiums angemessener. Formaneks Referat machte einer synchrone Schau der beiden kulturellen Bereiche aber aus inhaltlichen Gründen sinnvoll, weil die von ihr dargestellte rechtshistorische Debatte in Japan von einer ähnlichen Debatte, wenn schon nicht in Wien so doch im deutschsprachigen Raum, beeinflußt wurde. Es ging um die rechtliche Behandlung einer althergebrachten sozialen Praxis, die im deutschsprachigen Raum u. a. „Ausgedinge“, in Japan „*inkyō*“ genannt wird, und die im Kern aus einem Tausch zwischen den Generationen besteht. Ältere Familienoberhäupter tauschen ihre Rechte am Familienbesitz gegen eine Art familiärer Unterhaltsverpflichtung seitens der Jüngeren ein. Im Zentrum von Forma-

neks Referat stand der auffällige Sinneswandel des ersten modernen japanischen Rechtsgelehrten, der sich damit auseinandersetzte, Hozumi Nobushige: Zwischen der ersten Ausgabe seines mittlerweile zum Klassiker avancierten Werks *Inkyōron* (1891) und der zweiten, entsprechend geänderten Ausgabe (1915) wandelte er sich von einem Kritiker des *inkyō* zu einem Befürworter und vollzog so in gewisser Weise die allgemeine rechtsphilosophische Entwicklung der Meiji-Gesetzgebung mit. Insgesamt machte das Referat auf die grundsätzlich zweischneidige Situation eines familiären Versorgungsrechts alter Menschen aufmerksam, indem es Fürsprecher und Kritiker in Japan wie in Europa zu Wort kommen ließ: in beiden kulturellen Sphären gab es sowohl die Kritik, die Alten würden *inkyō*/Ausgedinge unverhältnismäßig und zum Schaden der jüngeren, arbeitsfähigen Generationen ausnützen, als auch die Meinung, die Alten würden in eine Form des Elends und der Abhängigkeit geraten, die dem zivilisatorischen Fortschritt nicht entspreche. Daß sich die Meiji-Regierung im Gegensatz zu Europa schließlich dennoch für eine Beibehaltung, ja Stärkung der familiären Verantwortung für die Alten entschied, ist im japanischen Sozialsystem noch heute spürbar.

Insgesamt bot mir das Symposium überraschend viele Gelegenheiten, Wissenslücken sowohl auf japanologischem wie auf germanistisch-austriazistischem Gebiet einzuengen. Ich würde es daher begrüßen, wenn die Serie gemeinsamer Symposien der Wiener- und der Meiji-Universität fortgesetzt werden könnte. Aus der Sicht des Publikums möchte ich den japanologischen Kollegen allerdings empfehlen, nicht um jeden Preis sowohl Japan als auch Österreich in einem Referat unterzubringen, sondern der thematischen Geschlossenheit und der Vermeidung von Überinformation den Vorzug zu geben. Im übrigen hoffe ich, daß sich wieder Teilnehmer aus benachbarten Instituten/Wissensgebieten finden werden.